

verlassene, verfallene Schießharten, Beschützdeckungen, Wälle und Gräben jähren so aus, als wären sie im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte heroisch-tragischer Geschichte des Reiches der Osmanen immer wieder bei eiligem Rückzug zurückgelassen worden.

Langsam nur mildern und senken sich die Konturen der grauen Felsen und der rotbraunen Ferge, langsam nur heilen sich die dunklen Säulenscharen in den Tälern und Buchten auf, langsam drängen sich weiße Sommerwillen in die Reihen grauer, windschiefer, verwitterter Holzhäuser mit altersschwarzen Dächern. Langsam werden der Himmel und das Wasser lichter, blauer und strahlender und wird des freien Meeresstürmes Nacht gelindert und gemildert zu leitem, sanftem, ionnenwarmem Wehen.

Zu beiden Seiten des blauen Meeresbundes laufen in Wellenlinien die Küsten Asiens und Europas und tragen an den Rändern gartenvoller Buchten Gärten weißer Häuser. Auf den sanften vererbenden Hügelkuppen der Höhen stehen Pinien wie Riesenschirme, und alte, sterbende Zypressen ragen unentwegt wie kampfproben, sturmgeriffene Feldzeichen.

Dort, wo das Band der Strömung am schmalsten ist, wo sich die Küsten Asiens und Europas im stärksten Schwung entgegengetreten, steht des Eroberers Sultan Mehmed II. mächtige Sperrburg gegen das todgeweihte Byzanz und den letzten der oströmischen Cäsaren, erbaut aus Trümmern verfallener Burgen des sterbenden Reiches und der Kirche Erzengel Michaels des Herrn der himmlischen Heerscharen. Noch aufrecht, unerschüttert steigen die Mauern mit gezackten Rändern an den Hängen hoch, noch unerschüttert stehen die mächtigen, grauen Türme, sind selbst noch Menschenwohnungen und geben den grauen, hölzernen Fischerhäusern Schutz.

Zwischen Brandruinen und Palästen.

Grabsteine stehen zu beiden Uferseiten, weiß und verfallend, von Unkraut überwuchert, in dunklen, schattigen Zypressenhainen. Sehr viele Brandruinen immer wieder, dazwischen die „Jalis“, die Sommerresidenzen der Prinzen und der Großen des Reiches der Osmanen, breit, mächtig an den Ufern hingelagert, und alle mit dem Todesstempel auf den langsam und unaufhaltsam verfallenden, bröckelnden Stürmen.

Und dann, je näher man der zweimal kaiserlichen, zweimal heiligen, mysteriösen, nunmehr entthronten und entseiligten Stadt rückt, schimmern an beiden Ufern Europas und Asiens die marmornen Paläste derer, die einst Beherrscher aller Gläubigen mit Flamme und mit Schwert, Großherren und Herren über Tod und Leben waren, und merien helle, blinkende Spiegelbilder in das vieltausendjährige Wasser, das in den sanften, gartenbefüllten Buchten wie dunkelgrünes Glas ist mit smaragdnen Reflexen.

Der Himmel weitet sich und steht in abgründiger, tiefer Bläue hinter segelnden Wolkenballen, die lilafarben sind, weiße Flecken und goldgelbe Ränder haben. Die Küste Asiens tritt zurück in scharfer, schräger Biegung, Europa weicht langsam und sanft zur Rechten aus: das Meer ist eine riesige, blaue und strahlende Figur; Schrägstriche sind die Marmara und das Goldene Horn, der Bosphorus ist der Längsstrich; im Scheitelpunkt schwimmt blendendweiß der Leanderturm, gleich einem winzigen Kapellchen mit überübergroßem, überbreitem Turm. Im Winkel dieser mächtigen Figur aus blauen, strahlendvioletten Meeresarmen, ansteigend in den Himmel, an dem sich tagsmüde in rotgoldenen Glanz langsam die Sonne senkt, erhebt sich, mauerungärtet, von blauen, violetten Kuppeln mit blühenden Knäusen überkrönt Byzanz, Konstantinopel, Stambul. Die so sehr schöne, so sehr besungene Stadt.

Vom Sonnenball hinter getürmten, lichtzitternden Wolken gehen in breiten Fächerfarben Strahlenbahnen nieder. In den Tälern zwischen den sieben Hügeln sind Meere blauvioletter Schatten. Nur Kuppeln herrschen auf den Höhen unter den Strahlengarben in sanfter, makelloser Wölbung. Und immer mehr scheinen die Minarette nicht erdgebunden in der von Abendlicht durchbehten Luft zu schweben. Die Häusermassen auf den sieben Hügeln haben kein Eigenes, ihre Dächer sind wie tausende ansteigende Pilgerstufen.

Drüben in Asien, in der Chrysolis, der „Goldenen Stadt“ der Alten, der sterbenden Sonne gegenüber, flammen vieltausend Fenster blutrot auf. Auf Galata und Pera, der Stadt der Neuzeit mit dichten Massen schmaler, wolkenkraxerhafter Häuser, senken sich zuerst die Schatten. Der Lärm des Hafens senkt sich gemach mit dem langsam nieder-sinkenden Tag, verehbt zu einer seltsam wirren, traumhaften Symphonie unzähliger, vielfältigster, langsam ersterbender Geräusche.

Bezugspreise der „Neuen Freien Presse“.

Monatlich:

Wien: Zum Abholen im Stadtexpedi, L. Schulerstrasse 1-3 (Tel. R-25-4-43), oder in der Fichtgasse 9-11 und in den Verschleißstellen (Traffikon) oder mit Postzustellung S 9.-

Mit Postversendung täglich

Oesterreich	..... S	einmal	zweimal
Czechoslowakische Republik	..... Cz. K	40.-	42.-
Ungarn	..... Pengö	7.-	7.80
Jugoslawien	..... Dinar	100.-	105.-
Deutschland	..... Goldmark	6.-	—
Polen	..... Zl	11.-	11.20
Frankreich	..... Francs	42.-	—
Italien	..... Lire	305.-	—
Rumänien	..... Lei	30.-	—
Alle übrigen Staaten	..... S	12.-	—

Postsparkassenkonti:

Wien Nr. 26.020 | Berlin Nr. 122.789
 Prag Nr. 26.020 | Laibach Nr. 20.202
 Budapest Nr. 29.856 | Warschau Nr. 190.175

Konto bei der Schweizerischen Kreditanstalt, Zürich; der Banca Commerciale Triestina, Triest; der Banque Commerciale Roumaine, Bukarest, Str. Smardan 2.

Abonnements können nur vorbehaltlich einer entsprechenden Nachzahlung bei eventuellen Preisserhöhungen entgegengenommen werden.

Für die an Agenten, Austräger oder Verschleißer bezahlten Beträge leisten wir keine Garantie.

Der Edelanarchist.

Von Hermann Bahr.

Immer voran zu sein, allen voraus, und wenn es bloß um eine Nasenlänge wäre, lockte mich als Kind schon. Gegenwart schien mir schal. Da mein Vater, ein Liberaler alter Schläger, Richard Wagner nicht gelten lassen wollte, war ich von vornherein ein Enthusiast Bayreuths, und so geschah es, daß ich, im dritten Semester, um meiner Rede auf dem Trauerkammers für Wagner willen, von den Bonzen der Wiener Universität für immer aus ihr „verworfen“ wurde. Auf allerhand Umwegen kam ich schließlich nach der Stadt meiner Sehnsucht, der Stadt des von mir vergötterten Bismarck und trat sogleich dem „Verein deutscher Studenten“ bei, der damals von Wolfgang Heine geführt wurde. Wir kamen einander näher im Seminar Adolf Wagners, der nach Jahren noch versicherte, die „Mischung“ sei niemals besser gewesen: Da war Heinrich Diegel, später Bonner Ordinarius, dann Werner Sombart und Karel Kramar, ein glänzender Debatter, und mich Hoffschädel mit diesem Puffiten die geistigen Waffen kreuzen zu sehen, freute den Lehrer unbändig. Es war wohl überhaupt die größte Zeit der Berliner Universität: Da las der edle, greise Jeller, ein nachgeborener Grieche, da röhete der schon taube, doch immer noch hinreißende Treitschke, da war ein junger Dozent, von strahlender innerer Schönheit, Heinrich v. Stein, Schüler Dührings, Erzähler Siegfried Wagners, die letzte von den „großen Hoffnungen“ Nießches, da war auch Wilhelm Scherer, der Niederösterreicher, da war nach ihm Erich Schmidt, Jenenser von Geburt, doch stark angewienert. Von ihnen allen empfing ich Anregungen, doch am stärksten hat auf mich ein gelegentlich von Bismarck im Lager drohend zitiertes Wort Friedrichs des Großen eingewirkt: „Jo serai le roi des gueux.“ Dieses stolze Wort bezauberte mich durch den Klang seiner Entschlossenheit, Vermittlungen waren mir immer als Zeichen von Schwäche verdächtig. Warum erst in allen Farben des Sozialismus spielen, wie das Stöcker und eigentlich doch auch Adolf Wagner versuchten? Nein: wenn schon, denn schon! Und so war ich unversehens auf einmal Anarchist, „Edelanarchist“, wie man damals sagte, bezaubert durch die reine Gestalt, in der mir die neue Botschaft erschien: durch John Henry Mackay.

„Swing“ nur diese Schwendelänge macht Rastern zum Vergnügen.

Mackay war Schotte von Geburt, wuchs aber schon als Kind in Deutschland auf. An Grabbe, Heinrich Heine und der Droste-Hülshoff sich bildend, war er, während wir anderen gleich der ersten Eingebung unkritisch auf gut Glück gehorchten, von Jugend auf ein sorgsam feilender, niemals mit dem Diktat der ersten Eingebung sich beruhigender Artist. Sein hoher Sinn, dieser so seltene Verein von Anmut und Würde, blieben mir unergreiflich, doch, wie das schon im Drange der täglichen Arbeit geschieht, ich verlor ihn nicht aus dem Herzen, doch aus den Augen, bis jetzt sein Roman „Staatsanwalt Sierlin“ erschien (Stirner-Verlag, Berlin), ein Meisterstück gedrängter Darstellung, unvergleichlich an Klarheit und Gemessenheit des unaufhaltsam gelassen fließenden Berichtes. Die Romane der Gegenwart schweifen meist unablässig um einen Faden von Einfall herum, der Leser ist das schon gewohnt, er hat sich allmählich eine besondere Technik des Lesens von Romanen erworben, er gleitet zunächst flüchtig über die ersten fünfzig Seiten hin, um ungefähr zu wissen, wovon die Rede geht, schenkt sich dann die nächsten hundert Seiten, sieht dann ungefähr in der Mitte nach, ob sich inzwischen vielleicht doch ein Zuwachs an Motiven oder an Gestalten ergab, und kontrolliert am Ende noch obenhin, ob der Schluß mit seinen Erwartungen, seinen Vermutungen übereinstimmt, ob es klappt; er kann nach dieser Methode gemächlich an einem Tage noch einen zweiten und dritten Roman erledigen, er weiß ja nicht, daß in einem Roman, der diesen hohen Namen anpreisen darf, kein einziger Satz steht, der gestrichen werden kann, ohne das ganze Werk zu vernichten. Man wendet mir vielleicht den „Witiko“ Stiffers ein, doch eben dieser bestätigt es nur. Leser freilich, die nur möglichst rasch erfahren wollen, wie die ganze Geschichte denn eigentlich ausgeht, klagen über die Länge und Breiten von „Witiko“, der doch in Wahrheit ein Meisterstück knapp gedrängter Darstellung ist, so hohen Ranges wie vielleicht nur noch Goethes „Bahlverwandtschaften“ und der „Michael Kohlhaas“ oder die „Marquise“ Heinrich von Kleists. An diesen höchsten Beispielen gemessen, hält Mackays „Staatsanwalt Sierlin“ durchaus Stand, es läßt sich kein einziger Satz daraus streichen, ohne den Gang der Erzählung empfindlich zu stören. Schon der Einfall selbst ist bei seiner gelassenen Einfachheit zugleich von unendlicher Tiefe. Vor Jahren ist ein Jüngling einer Vertreibung geziehen, zunächst unschuldig verurteilt, dann aber in der zweiten Instanz freigesprochen worden. Irrtümer kommen vor, das ist unermesslich, kein vernünftiger Mensch wird es dem Staatsanwalt oder gar Geschwornen verdenken. Fiat justitia, ruat coelum, sagen alle Juristen, und der Himmel ist doch noch immer nicht eingestürzt. In unserem Falle wird der Irrtum überdies bald erkannt und öffentlich berichtigt. Mehr kann man wirklich nicht verlangen, und wenn in solchen Fällen immer wieder zuweilen ein Verdacht hängen bleibt, oft ein ganzes Leben lang, so können wir das nicht ändern. In unserem Roman rächt sich das Opfer des richterlichen Irrtums, indem es immer wieder den Blick des Staatsanwaltes, dem es alle Schuld an der ersten Verurteilung zuschreibt, auf sich zu ziehen sucht. Es sieht auf einer Bank vor dem Fenster des Staatsanwaltes, es sitzt in öffentlichen Gerichtsverhandlungen, es sitzt im Theater unmittelbar vor ihm, ganz gelassen, aber ein lebender Vorwurf, der denn auch einem Manne von stärkeren Nerven als dem ermüdeten Staatsanwalt noch übrig blieben, unertreglich werden müßte. Wir wundern uns gar nicht, wenn er zuletzt in einem Anfall von Raserei schäumend aus dem Hause stürzt, mit einem Revolver blindlings auf eine leere Bank schießt, mit verglasten Augen, Schaum vor dem Munde. Doch auch die Kraft des Rächers ist gebrochen: Er hatte

erreicht, was er gewollt, es war ihm, als sei der Zweck seines Lebens erfüllt.“ Man findet ihn bald darauf an einsamer Stelle, die Waffe noch in der Hand, einen Schuß in der Schläge.

Unter den sehr wenigen Romanen der Gegenwart, denen dieser Ehrenname gebührt, darf dieser einen Vordereplatz ansprechen. Aber wehe, wenn er in die Hände von Verteidigern in Straffachen gerät! Allen Staatsanwälten muß ja vor Scham der Mut vergehen! Und ganz möchten wir sie doch nicht entbehren — nicht einmal eine Woche lang.

Die Flucht der Kaiserin Eugenie.

Aus den Memoiren des Generals Castelnau.

General Castelnau, dessen Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1870, posthum publiziert, nunmehr in der jüngsten Ausgabe der „Revue de Paris“ zu Ende erschienen sind, ist ein gewissenhafter Chronist der Wilhelmshöher Monate Napoleon III. Wohl eine der interessantesten Eintragungen enthält dieses Tagebuch des kaiserlichen Adjutanten unter dem 12. Oktober 1870. Es ist die genaue Schilderung der abenteuerlichen Flucht Eugénies aus dem von den Stürmen der Revolution durchtobten Paris nach England. Den Anlaß zu dieser Schilderung bietet ein Besuch des Zahnarztes Doktor Evans beim Kaiser.

„Dr. Evans, der Zahnarzt des Kaisers“, schreibt Castelnau, „kommt, um Er. Majestät einen Besuch abzustatten. Der Kaiser bereitet ihm den denkbar liebendwürdigsten Empfang, behandelt ihn mehr als einen Freund, denn als einen Zahnarzt, indem er ihn einlädt, während seines ganzen Aufenthaltes in Wilhelmshöhe zum Dejeuner und Diner Gast an seiner Tafel zu sein. Ich bekomme einige Ueberreichung über dieses Uebermaß an Auszeichnung und man erklärt mir dieses Verhalten des Kaisers mit der folgenden Erzählung:

Dieser Dr. Evans hatte der Kaiserin wiederholt gesagt: Auch die Dienste eines noch geringeren Mannes, als ich es bin, kann man bedürftigen. Wenn Sie sich eines Tages in einer kritischen Situation befinden sollten und Sie sich gezwungen sehen, die Tuilerien zu verlassen und irgendwo ein Asyl zu suchen, so halte ich mich ganz zur Verfügung von Euer Majestät. Ich besitze in der Avenue de l'Imperatrice ein wenig bekanntes Haus, das Sie für einige Zeit verbergen könnte. Meine Ergebenheit, unterstützt durch meine Rationalität, wird das übrige tun.

Die Kaiserin hatte dieses Anerbieten nicht vergessen. Und als sie am 4. September sich gezwungen sah, die Tuilerien und den Louvre in Begleitung von Madame Lebreton Hals über Kopf zu verlassen, da nahm sie eine Lohnkutsche und ließ sich zu jenem Hause fahren, dessen Adresse sie wohl im Gedächtnis behalten hatte. Auf dem Wege dahin begegnete Ihre Majestät Dr. Evans, der seinerseits wiederum sich gerade nach den Tuilerien begeben wollte, da er den Augenblick für gekommen erachtete, in dem die Anerbietungen seiner Hilfsbereitschaft wohl genähert sein könnten. Ohne Hindernis kam die Kaiserin ans Ziel und verbrachte den Tag und die Nacht in dem kleinen Hause in der Straße, die ihren Namen trug.

Die Flucht.

Man war übereingekommen, daß die Kaiserin am frühen Morgen abreisen sollte, und daß man versuchen werde, die Küste des Aermelkanals zu erreichen, um von dort nach England zu gelangen. Man durfte natürlich nicht daran denken, die Eisenbahn zu benutzen, denn auf allen Bahnhöfen mußten wohl bereits Agenten der neuen Regierung postiert sein. Die Zeitungen vom 6. September verkündeten sogar schon, daß die Herrscherin auf dem Westbahnhofe arretiert worden sei. Dr. Evans besah einen Phaeton. Er machte sich ehestig, die Kaiserin nach Trouville zu führen, wo seine Gattin gerade die Seebäder nahm. Er schickte noch nach einem seiner Freunde, um noch einen Mann mehr bei sich zu haben, und am 5. September, bei Tagesanbruch, machten sich die vier Reisenden in dem Phaeton und mit den Pferden des Dr. Evans auf den Weg in der Richtung nach Nantes.

Als sie ohne Zwischenfall dahingelangt sind, hält der Zahnarzt seinen Wagen in einiger Entfernung von der Stadt an, läßt die beiden Damen unter dem Schutze seines Freundes zurück und begibt sich allein zu Fuß in die Stadt. Er geht in ein Hotel, jagt, er sei mit der Eisenbahn gekommen, und verlangt einen Wagen, da er auf einem Schloß in der Nähe eine Zahnoperation machen müsse. Man spannt ihm eine Berlingot ein, worauf er sich in die Richtung Paris fahren läßt. Natürlich findet er seinen Phaeton an derselben Stelle, wo er ihn zurückgelassen. Sowie er seiner ansichtig wird, tut der Zahnarzt, als wäre er höchlich erstaunt, da zwei Engländerinnen seiner Bekanntschaft zu treffen, er beginnt mit ihnen eine Unterhaltung in englischer Sprache, und es ergibt sich wie von selbst, daß die Damen und der Freund mit ihm in die Berlingot steigen. Dem Kutscher sagt er, er habe da Freunde in Verlegenheit gefunden, seinen Besuch auf dem Schloß verschiebt er für ein anderes Mal und läßt sich in der Richtung auf Evreux fahren. Als sie eben den Hauptplatz dieser Stadt passieren, kann die Kaiserin gerade mitanhören, wie durch den Präseken die Republik ausgerufen wird. . . . Die Reise wird fortgesetzt und schließlich, nachdem man noch ein weiteres Mal den Wagen gewechselt hatte, gelangt man mit einiger Vorsicht und Geschicklichkeit des Nachts nach Trouville und zu dem Hause, das Madame Evans bewohnt.

Sowie Dr. Evans seine Reisenden in Sicherheit weiß, begibt er sich zum Hafen und sieht sich nach einer Ueberfahrtsmöglichkeit nach England um. Es fanden sich nur zwei Nachten, von denen die eine einem Engländer, namens Sir John Burgone gehörte, den der Zahnarzt von ungefähr kannte. Er läßt sich an Bord fahren, wo er denn auch tatsächlich den Besizer antrifft. Sie beginnen ein Gespräch, Evans sagt ihm, er müsse ihm, im Vertrauen auf seine Ehre als Gentleman, ein Geheimnis von höchster Wichtigkeit mitteilen, und erzählt ihm nun den ganzen Sachverhalt,